

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 6 (1916)  
**Heft:** 28  
  
**Artikel:** Die Frucht der Erziehung [Schluss]  
**Autor:** Waldstetter, Ruth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-638510>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 8. Juli

## □ □ Einer Mutter. □ □

Don Rosa Weibel.

Nun hast du aus der lauten Welt  
Den Weg ins stille Tal genommen,  
Nachdem du treu dein Haus bestellt,  
Ist dir des Friedens Licht entglommen.

Du hast viel Körner ausgestreut  
Mit vollen nimmermüden Händen  
Und hast gesorgt zu jeder Zeit  
Und hast gegeben ohne Enden.

Du Menschenseele, groß und schlicht,  
In Worten einfach, reich in Taten,  
Du Seele voller Zuversicht,  
Sie werden blühen, deine Saaten.

Sie werden blühen Jahr um Jahr,  
Und reife Frucht wird schwer sich senken,  
Und deiner Kinder reiche Schar  
Wird liebend an die Mutter denken.

Ruh aus! Dir tut die Stille not,  
Auch du trugst manche Last auf Erden  
Und warst getreu bis in den Tod —  
Drum wird dir auch die Krone werden.

## Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

9.

Nach einer Weile hörte Erwin den Bruder zurückkommen. Er trug noch immer Hut und Mantel und ergriff auch schon die Reisetasche wieder, die er vorhin beim Eintreten abgestellt hatte. Sein Gesicht war verändert und er schien, als er mit Erwin redete, die Umgebung nicht mehr sehen zu wollen, in der sie sich befanden.

„Ich verreise jetzt gleich noch auf einen Tag,“ sagte er schnell und leise. „Wenn ich vielleicht nach Grafenäb zurückkomme, so grüße ich dann die Eltern.“ „Ich habe,“ fuhr er noch leiser fort, indem er nahe zu Erwin trat und vor sich niedersah, „noch einen Auftrag auszurichten von ihr“ — er machte ohne aufzublicken eine Kopfbewegung nach Elisabeths Bettstelle —. „Du weißt vielleicht, wir haben dann und wann korrespondiert.“ Er hielt inne, als würde es ihm schwer, sich von diesem Gedanken loszumachen, und der Kummer auf seinem Antlitz trat so deutlich zur Schau, daß Erwin unwillkürlich weglidte. „Und dir wollte ich das noch sagen,“ fuhr er mit einer kleinen Anstrengung fort, „wenn du hier nicht zu deinem Ziele kommen solltest und es nicht mehr aushältst, dann laß mich alles wissen und zähle auf mich. Du tust mir den größten Dienst damit.“

„Danke, Großer,“ sagte Erwin und reichte ihm die Hand. „Ich glaube, ich werde es leichter haben als Ihr.“

„Ihr?!“ wiederholte Christian. „Ich und —?!“ Aber

schon winkte er Erwin, zu schweigen, wandte sich hastig ab und verließ das Zimmer, ohne sich mehr umzusehen. Nach einer Weile hörte Erwin, wie sich leise das Haustor öffnete und schloß.

Es war schon zu vorgerückter Abendstunde, als Christian die Treppe zu Dr. Eberlins Zimmern in der Stadt N. hinaufstieg. Im Dachstock öffnete ihm die Hauswirtin eine Tür und bat ihn, hier zu warten, bis Dr. Eberlin nach Hause komme; es könne nicht mehr lange dauern. Christian setzte sich ans Fenster und betrachtete unwillkürlich das Zimmer und seine Aussicht. Es war ein schmaler, doch nicht unbehaglicher Raum, dessen eine Längswand ganz von Büchergestellen und einem großen Schreibtisch bedeckt war. An der andern Seite stand ein Ruhebett mit zerknüllten Kissen und ein kleiner Frühstückstisch neben einem altmodischen Lehnstuhl. Vor dem Fenster breitete sich ein Gewirr von niedern Dächern aus und dazwischen glänzten die Zweige alter Gartenbäume. In die Stille des Abends schmetterte ein Kanarienvogel seine Triller hinaus. Christian empfand wohl die friedsame Atmosphäre seiner Umgebung; aber sie peinigte ihn in diesem Augenblick.

Er stand auf und ging im Zimmer hin und her. Da fiel sein Blick auf eine Photographie, die auf dem Schreibtisch stand und aus der ihn bekannte Gesichter ansahen. Eine Reihe junger Menschen aus Grafenäb lehnten am Geländer eines Schiffes, unter ihnen Eberlin und Elisabeth,

die sich an der Hand hielten. Elisabeths Gesicht strahlte, und selbst auf dem kleinen Bilde kam ihre Schönheit zur Geltung.

Er hielt die Photographie noch in der Hand, als die Tür aufging und Eberlin hereintrat. Sie sahen beide betroffen auf und nach einem Augenblick sagte Christian laut und schroff: „Guten Abend! Ich habe eben dieses Bild betrachtet,“ und stellte es hart auf den Schreibtisch.

„Bitte, nimm Platz,“ sagte Eberlin atemlos und unwillkürlich und schob dem andern einen Stuhl zu. Christian legte die Hand auf die Lehne und blieb stehen. „Ich fühle mich etwas merkwürdig ein,“ sagte er mit ruhigerer Stimme. „Nun, und ich duze dich also, da du es noch tust. — Du wirst vielleicht wissen, was mir widerfahren ist.“

Eberlin nickte stumm. Er hatte sich auf das Ruhebett gesetzt und blieb dort regungslos, vom Halbdunkel der zunehmenden Dämmerung fast verhüllt.

„Und es ist dir vielleicht nicht ganz unerklärlich,“ fuhr Christian etwas mühsam fort, „warum ich gerade heute nach so vielen Jahren zu dir komme. Ich wollte dich bitten — ein Recht dazu habe ich allerdings nicht — mir einige Auskünfte über einen Brief meiner Schwester zu geben, der sich größtenteils auf dich bezieht. Vielleicht erscheint dir das recht überflüssig, aber“ — Christians Stimme klang plötzlich erregt und das Blut schoß ihm ins Gesicht — „auf eine andere Weise können wir uns ja leider nicht auseinandersetzen; ich kann dich also nur im Namen unseres Unglücks um Aufklärung bitten.“

Er schob Eberlin den Brief hin, ohne sich nach ihm umzusehen und trat ans Fenster. Er hörte, wie der Andere an die Helle rückte und wie das Papier in seiner Hand knisterte. Dann blieb es eine lange Weile stille, bis Christian sich endlich umwandte.

Eberlin hielt noch immer den Brief in den Fingern und hatte das Gesicht, das die linke Hand beschattete, darüber geneigt. Sein gebeugter Nacken drückte eine so kummervolle Selbstvergessenheit aus, daß Christian sich plötzlich besänftigte und der Schmerz über den Zorn in ihm Herr wurde. Eine Spannung löste sich in ihm; er fühlte sich einmals müde und schwach und setzte sich beim Fenster nieder. Als er nach einer Weile anfangen zu reden, war seine Stimme verändert. „Wenn du das Datum liest,“ sagte er leise, „so siehst du, daß sie lange auf meine Antwort gewartet hat. Trotzdem verstehe ich noch immer kaum, wie ich zu dieser furchtbaren Schuld an ihr gekommen bin. Der Brief erreichte mich eben vor meiner Abreise für eine Geschäftstour in Amerika; sie zog sich in die Länge, ich wollte schreiben und brachte es mitten aus den Geschäften heraus nicht zustande; als ich zurückkam, gab's wieder Hindernisse für die Heimreise, schließlich habe ich mich freigemacht, so schlecht es ging — ich muß gespürt haben, wie es mit ihr stand — und heute bin ich angekommen. Ich habe ihren Leichenzug vom Buchenhügel aus gesehen, ohne es zu wissen.“

Eberlin ließ jetzt die Hand sinken und sagte langsam: „Glaubst du, daß sie sehr gern gelebt hätte?“

Christian schwieg, und ehe er eine Antwort gefunden hatte, sagte Eberlin: „Also ist es wahr.“

„Weiß man es in Grafenegg?“ flüsterte Christian.

Der Andere antwortete nicht. Er saß mit abgewandtem Gesicht, tief über sich selber gebeugt, und verharrte so regungslos.

Christian schaute gedankenversunken zum Fenster hinaus, wo über dunklem Gewölke ein letzter roter Streif verglühete. Plötzlich hörte er Eberlin mit belegter Stimme reden. „Sie schreibt, vor zwei Jahren sei alles anders geworden,“ sagte er. „Damals bin ich krank gewesen; es war eine schlimme Zeit; der Arzt konnte mir keine völlige Heilung versprechen — meine Mutter ist lungenkrank gestorben. Erst mit dem achtundzwanzigsten Jahr kann ich freigesprochen werden oder auch nicht. Ich glaubte mich verpflichtet, nun doppelt zurückhaltend gegen deine Schwester zu sein. Einmal war ich dennoch nahe daran, mit ihr zu sprechen. Aber da hatten wir alle die Onkels und Basen um uns herum, und in dieser Grafenegger Umgebung wird ja jedes ungewöhnliche Wort wie mit Blei beschwert. Und nachher hab' ich sie vermieden; ich konnte nicht mehr unbefangen mit ihr verkehren, und das einmal unterdrückte Wort wollte nicht mehr heraus. Ich fürchtete auch — ja, ich war kopfscheu und verbittert geworden — sie göge mir vielleicht einen andern vor oder ich würde mich lächerlich machen mit meiner Liebeserklärung und dieser kläglichen Krankheitsbeichte. Ach, und noch vor drei Wochen, am Fastenfest, als ich sie mit einem jungen Grafenegger zusammen sah, hab' ich mir alles falsch gedeutet. Sie rief mich noch zurück, mit solcher Stimme.“ Seine Worte erstikten und in der Stille hörte man nur sein unterdrücktes schluchzendes Atmen.

Eine lange Weile verging, bis Christian, von Unruhe ergriffen, anfang, tastend und sich anstoßend im dunklen Zimmer hin und her zu gehen. „Nein,“ redete er plötzlich aus seinen Gedanken heraus, „du hast ihr mehr Glück gegeben als Kummer. Sie hat in diesem engen Käfigleben doch wenigstens ein großes Gefühl gehabt durch dich.“

„Aber daß sie nicht mehr da ist, daß sie nicht mehr da ist!“ rief Eberlin verzweifelt.

Christian lehnte den Kopf an die Wand und sah mit abwesendem Blick in die Dunkelheit. „Wenn ich mir vorstelle,“ sagte er dann, „wie das alles kommen konnte, so ist doch — nächst mir — diese Umgebung, die auch mich aus dem Vaterhaus getrieben hat, schuldig. Daß sie nicht zu reden wagte und du es nicht konntest, daß sie vom Leben nichts anderes hatte, keine Wünsche und keine Ziele und nichts erwarten durfte als die frühe Heirat, und daß sie alles feinere und geistige Wesen, zu dem es sie zog, nur in einem einzigen Mann vermutete, das konnte doch nur in der Kleinstadt und bei unsrer unnatürlichen Erziehung vorkommen. Wäre sie ein Mann gewesen, so wär' sie durchgebrannt wie ich; aber so ein Mädel ist ja noch viel schlimmer dran, ist nie allein in der Eisenbahn gesessen und glaubt, ohne Vater und Mutter verloren zu gehen und gar den guten Ruf einzubüßen, dieses Fürchtensachgepenst, mit dem man sie von klein auf auf geschreckt und geknebelt hat. — Nun, ich habe keinem einen Vorwurf zu machen,“ brach er plötzlich ab, „wir sind alle schuld daran geworden, ohne es zu wissen und zu wollen.“

Es blieb eine Weile still im Zimmer und die Minuten vergingen, ohne daß die beiden es merkten. Endlich tastete Christian im Dunkel nach Hut und Mantel.

„Fährst du wieder nach Grafened?“ fragte Eberlin.

„Ja, ich habe die Eltern noch nicht gesehen.“

„Ahnen sie —?“

„Ich glaube nicht. Wie kam es überhaupt, da du —?“

Eberlin sekte mehrmals zur Antwort an; dann sagte er langsam und leise: „Seit ich das Unglück vernahm, habe ich sie und mich erst ganz verstanden. Aber jenes habe ich kaum im Innersten geahnt, bis du gekommen bist.“

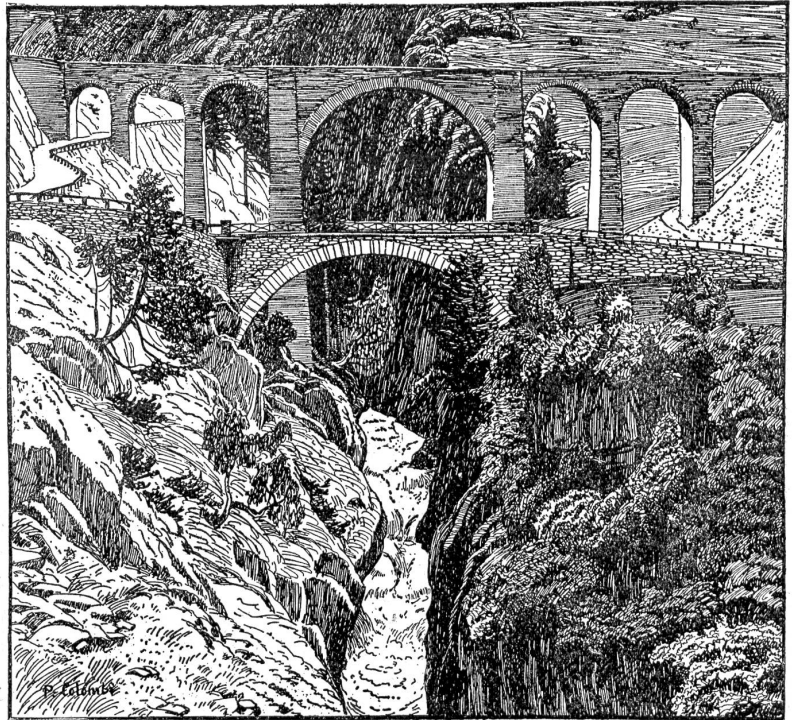
Sie gaben sich die Hand und beide zögerten, als müßte sich noch ein tröstliches Wort finden lassen. Dann sagte Christian:

„Verzeih auch mein anfängliches Auftreten. Jetzt steht mir das, was euch verbunden hat, so rein vor Augen und durch dies Ende unberührt!“

Eberlin, dem bei Christians Worten von neuem der Schmerz aufstieg, drückte ihm stumm und heftig die Hand.

Bald hörte man Christians tastende Schritte sich über die dunkle Treppe entfernen. Eberlin lehnte noch eine Weile im finstern Stiegenhaus, ohne zu wissen, wo er sich befand.

Mit dem Frühzug kehrte Christian nach Grafened zurück. Als der Zug dem Städtchen entlang fuhr, war das rührige und frohe Werktagsleben eines schönen Sommermorgens schon im Gange. In den Mühlenwerken hämmerte und klopfte es, eine Pferdebahn klingelte durch



Viadukt und Strassenbrücke über die Rhoneschlucht am Deischberg bei Grengiols.

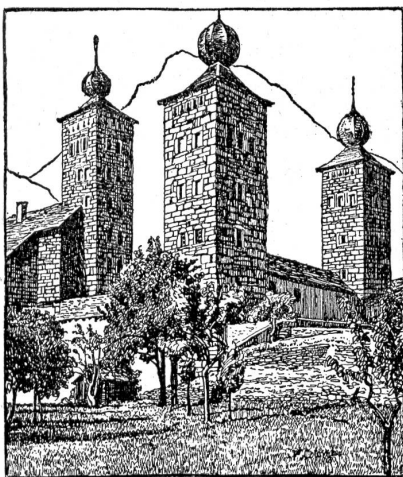
die Straßen, vom Marktplatz leuchteten die roten Schirme der Verkaufsstände und aus den Schulhöfen tönte das Rufen und Lachen der spielenden Jugend.

— Ende. —

## □ □ Die Furkabahn. □ □

Don Brig bis zur Furka.

Wer zum erstenmal in seinem Leben von einem der vielen Berner Alpen-Pässe hinuntersteigt ins Wallis, empfängt einen Eindruck, den er zeitlebens nie mehr vergißt, vorausgesetzt natürlich, daß dies unter günstigen Um-



Schloss Stockalper in Brig.

ständen, d. h. bei schönem Sommerwetter geschieht. Das Ueberraschende, ja Ueberwältigende dieses Eindruckes liegt

in den großartigen Dimensionen, in denen sich ihm das Rhonetal als das typischste der Alpentäler darbietet. Was wir als friedliche Alpenwanderer, etwa über die Gemmi aus dem Randertal herkommend, mit genießerischer Behaglichkeit auf unsere Sinne haben einwirken lassen: das saftige Grün der Talwiesen, das Rauhen des stillernsten Tannenwaldes und das Tosen der Bergwasser, die starre Kühnheit der Felswände, die düstere Einsamkeit der Geröllhalden und die gleißende, unnahbare Pracht der Gletscher und Firne, die aus fernen Höhen und Talhintergründen uns grüßten, das erleben wir im Wallis drunten in potenzierten Stärkegraden.

Das Rhonetal ist das größte der Alpentäler; seine Talsohle dehnt sich streckenweise zur weiten grünen Ebene; seine Hänge aber sind schroff und himmelansteigend mit großen Tannenwäldern oder Geröllhalden bedeckt. Aus den Schluchten der Seitentäler wälzen wilde Bergwasser riesenhafte Schuttkegel ins Tal hinaus; aus dem Hintergrunde dieser Täler aber leuchten Gletscher und Schneegipfel herunter, die durch ihre Masse und ihre Schönheit zu imponieren verstehen wie keine ihresgleichen. So ist das Rhonetal und seine Seitentäler mit Recht berühmt und das Dorado der Alpengänger geworden. — Nur war das Tal bis vor kurzem ein eigentliches Sacktal: wo man hineinkam, mußte man fast gezwungen wieder hinaus. In Brig nämlich schloß der wirkliche und gangbare Teil des Wallis für die meiste Lustreisenden ab. Denn hier begann das lange, lange eisenbahnlose Goms, das obere Rhonetal mit der mühevoll zu wandernden oder im dumpfen und rütteln-